

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 63.

Elbing, den 16. März.

1894.

Der Süttenmeister.

Roman von Gebhardt Schäpler =
Perasini.

44)

Nachdruck verboten.

Die Blinde setzte Mariechen zu Boden und athmete tief und schwer.

„Mein liebes Kind,“ losste Margarethe die Kleine, „nun sollst Du nicht mehr zu dem herzlosen Menschen zurück.“

„Und ich muß nicht mehr Kunststücke machen?“ fragte Mariechen.

„Nie mehr,“ antwortete die Mutter, „doch si-h, Mariechen, ob nicht eine Bank in der Nähe ist, ich bin sehr müde. Nur einen Augenblick wollen wir uns setzen und dann die Stadt verlassen.“

„In der Nacht, gute Frau?“ versetzte die Kleine.

„Fürchte Dich nicht, mein Kind. Tag und Nacht sind meine Augen eins. Kein Mensch soll es wagen, Dich mir zu nehmen.“

„Dort ist eine Bank,“ sagte Mariechen.

„So geh mir Deine kleine Hand und führe mich“, bat die Blinde. „Sind noch viele Menschen in der Nähe?“

„Nein, Alle laufen dort hinüber, wo der Markt ist!“

Im Schatten eines Hauses stand eine kleine Bank, darauf setzten sie sich. Die Abendluft war milde und der Lärm drang nur noch verworren herüber.

„Weißt Du, Kind, daß ich Deine Mutter bin?“ sagte die Blinde wehmuthsvoll. Die Kleine schüttelte das Köpfchen.

„Ich habe keine Mama mehr.“

„Wer hat Dir das gesagt?“

„Papa und Großmutter. Und wenn ich schlafen ging, mußte ich für Mama beten, das ist aber schon lange her, da war ich noch bei Papa und Patini nahm mich noch nicht mit.“

„Deine Mama ist nicht gestorben, mein armes Kind,“ erwiderte Margarethe leise. „Dein Papa hat sie nur verloren und sie konnten sich nun nicht wiederfinden. Ich bin Deine Mama, willst Du's glauben, Mariechen?“

„Ich möchte schon —“

„Und willst Du mich lieb haben — nur ein ganz klein wenig lieb?“

„Ja,“ rief das Kind und schlang die

Arme um die blinde Mutter; „ich durfte lange Niemand lieb haben und Patini hatte solch' große Peitsche, mit der er mich immer schlug, wenn ich vor Angst etwas nicht recht machte.“

Margarethe drückte ihr Kind enger an sich.

„Das ist nun vorbei. Nun erzähle mir, wie Patini Dich der Großmutter nahm.“

Ganz ohne Scheu erzählte Mariechen von jenem letzten Geburtstag und wie sie in der Kirche die alte Frau verlor.

Auch von den Geschenken sprach das Kind, von dem großen blumigen Korb, dem silbernen Herzchen und den wunderschönen kleinen Ohringchen, die ihr Patini wieder wegnahm.

„Was arbeiteten die Arbeiter bei Deinem Papa?“

„Ei, weißt Du das nicht? Sie schmiedeten und hämmerten!“ sagte die Kleine eifrig.

„Und — wie hieß Dein Papa?“

„Franz Burgdorf und die Großmutter Anna, das weiß ich noch ganz gut.“

„Sie sind es — sind es!“ flüsterte Margarethe. „In etwas kann ich mein Vergehen sühnen, ich führe dem Vater sein Kind zu, das er gewiß verloren wähnt und trostlos darüber ist.“

„Nenne mich Mutter, Kind,“ bat sie nun leise.

„Mutter,“ sagte Mariechen, noch etwas zögernd, doch ohne Furcht.

„Weißt Du nicht den Namen der Stadt, wo Papa wohnt?“ fragte die Blinde.

„Nein,“ gab das Kind traurig zurück, „wir wohnten noch nicht lange dort. Aber vorher weiß ich, daß ich in Waldberg war.“

„Ich werde ihn doch finden,“ sprach Margarethe zu sich. „Und ob meine Augen auch erloschen sind, das Kind, unser Kind wird mich führen. Noch einmal darf ich ihm unter die Augen treten — oh, könnte ich ein letztes Mal in die setnen schauen und wärs auch nur ein Grollen, das ich in ihnen lesen könnte. Alles vorbei durch die Schuld einer Nacht! Wie wird er sich ängstigen um dies Kind, das sein einziges Glück noch war! Biel Schouheit müssen die Schurken besitzen, daß es ihnen gelang, einem Vater so lange sein Kind zu verbergen. — Und wenn ich Mariechen in seine Arme gelegt habe — vielleicht vernimmt mein Ohr ein mildes, gütiges Wort — dann will ich sterben, nicht bei ihm, draußen in der Welt, wo mein letztes Biel mir winkt. Nicht in der Heimath soll die

Sünde sterben, verlassen und allein! — Mir aber wird dennoch leicht sein, ich dürfte in sein Unglück ein Tropfen Glück werfen. — Mit mir kann es nicht mehr lange währen, in meine Brust legt sich bereits ein ewiger Friede. Aber erst muß ich mein letztes Werk thun, dann mag es mit mir gehen, wie es will!"

9 Die Wanderung.

Die Blinde stand auf und nahm ihr Kind bei der Hand.

"Komm, Mariechen, wir müssen fort. In Leipzig können wir die Nacht über nicht bleiben. Könntest Du den Weg finden, den Du herinkamst?"

Das Kind schaute sich um und sagte dann:

"Den finde ich. Dort um die Ecke ging's und über einen großen Platz, wo ein Brunnen steht — ja, jetzt weiß ich's."

Mutter und Kind schritten weiter.

"Wenn wir nur auf die Straße kommen könnten, die nach dem Gasthof führt, wo Du mich fandest. Dort hinein dürfen wir zwar nicht, aber in der Umgebung wird man wissen, wo Dein Vater wohnt."

"Gehen wir dann zu ihm?"

"Freilich, Kind, zu ihm und zu der Großmutter!"

"Wie sich Papa freuen wird," rief die Kleine jubelnd, "wenn er mich so auf einmal sieht und nicht allein — ich bringe die Mama mit."

Die blinde Mutter schwieg.

Dies fiel dem kleinen Mädchen auf und nach einer Minute fragte sie:

"Freu'st Du Dich nicht auch, Papa zu sehen?"

"Ich kann ihn nicht sehen, Mariechen," antwortete Margarethe schmerzlich.

"Aber mit ihm sprechen kannst Du doch?"

"Wenn er mir nicht böse ist — ja —"

"Warum könnte Dir Papa böse sein?" fragte das Kind naiv.

"Weil ich so lange nicht nach Hause kam!" erwiderte die Mutter halblaut. "Wo sind wir jetzt, Kind?"

"In einer langen Straße, wo viele Gärten stehen. Jetzt kenne ich mich auch aus; von da geht es auf die Straße, die nach dem Dorfe führt."

"Laß uns dahin ausgehen, Mariechen; wenn Du müde bist, wollen wir etwas ausruhen und dann weitergehen."

"Wo schlafe ich denn heute?"

"Im nächsten Dorf, Kind, morgen vielleicht schon unter dem heimathlichen Dach, friedlich in den Armen Deines Vaters."

"Und bei Dir, Mutter, nicht wahr?"

"Ich behalte Dich immer lieb," wick Margarethe der Frage ihres Kindes aus.

Die Kleine fühlte keine Ermüdung, tapfer marschirte sie mit ihren kleinen Beinchen vorwärts.

Aber sie konnte nicht ruhig sein und die Mutter mußte manche Frage beantworten, die ihr weh that.

Auch weshalb Margarethe nicht schon am Nachmittag, im Gasthof der Frau Vene, ihr nicht gleich sagte, daß sie die Mutter sei, wollte das Kind wissen.

Darauf hatte die Mutter nur die Antwort: "Ich wußte es selbst noch nicht. Ich konnte Dich nicht sehen, mein Liebling, und Deine Stimme hörte ich lange Jahre nicht mehr."

Nach einer Wanderung von beinahe einer Stunde sagte das Kind: "Dort ist das Gasthaus, wo ich schon einmal war. Die gute Frau gab mir da zu essen."

"Hast Du jetzt Hunger, Mariechen?"

"Nein, aber müde bin ich geworden. Schlafen wir nicht bald?"

"Bis zum nächsten Dorf ist's nicht mehr weit, dann dürfen wir schlafen. Halte Dich noch ein Weilchen aufrecht, wir wollen uns an den Main setzen ein Stück weiter. Ist im Gasthause noch Licht?"

"Ja, in der Stube."

"Dann müssen wir etwas schneller gehen."

Margarethe vermied es, mit dem Kinde bei Frau Vene vorzulprechen, weil sie mit Recht fürchtete, jetzt Aufklärung geben zu müssen.

Was hätte sie sagen sollen, sie, das treulose Weib des Hüttenmeisters.

Und obwohl sie wußte, daß man sie hier gern aufgenommen hätte, eilte sie doch weiter, an dem Gasthaus vorbei dem nahen Dorfe zu.

Dort, in dem einsamen Hause des armen Fischers, befehlt man sie wohl auch noch die eine Nacht, ohne eine Frage an sie zu richten.

Am nächsten Morgen wollte sie weiter, dem neuen Hüttenwerk zu.

Und bevor sie auch von dort wieder schied, wollte sie Franz Burgdorf bitten, dem armen Fischer diese eine Nacht zu lohnen. Er würde es um des Kindes willen thun.

Noch ein Tag lag zwischen jetzt und dem Zusammentreffen.

Benigstens hoffte Margarethe, noch vor dem wiederkehrenden Abend das Hüttenwerk zu erreichen, das in der Umgebung liegen mußte.

Die bestimmte Richtung zu erfahren, würde nicht allzu schwer halten; der Name Burgdorf war in der Gegend gewiß bekannt.

"Gehen noch Menschen auf der Straße, Mariechen?" fragte die Blinde. "Ich höre keinen Schritt mehr."

"Nein, Mutter", erwiderte das Kind. "Der Mond scheint hell und man kann weit sehen. Aber es kommt Niemand."

"Dann wollen wir uns niedersetzen."

Im weichen Gras sitzend, ihr Kind auf dem Schooß haltend, fühlte Margarethe den augenächsten Stillstand an dem Kleide der Kleinen.

Ein Gefühl des Eises ergriß sie.

"Was ist das, mein Liebling", sagte sie,

„dies dünne Zeug mit den kalten Metallstücken?“

„Das ist nur übergehängt, ein rothes Tuch mit Gold benäht!“

„Wirf es ab, Kind, das trägt Du nie wieder.“

„Aber wohin?“ fragte Mariechen, indem sie den leichten Ueberwurf abnahm. „Soll ich's auf der Straße liegen lassen?“

„Ja, auf der Straße, wo es hingehört.“

Mariechen warf den Filtterstand von sich.

„Bist Du noch sehr müde, Mädchen?“

„Ach nein,“ antwortete das Mädchen, „ich gehe lieber und dann darf ich schlafen.“

„So komm! Siehst Du das Dorf schon?“

„Ja, der Mond scheint ja. Ich sehe auch den Kirchturm mit dem glänzenden Dach.“

„Wenn wir erst dort sind, schlafen wir auch bald.“

Margarethe setzte ihre nächtliche Wanderung, mit dem Kinde an der Hand, fort.

Im Wegschreiten trachten leise die brechenden Filtterstücke unter ihren Füßen.

Das Abzeichen der Gaukler lag im Staub der Landstraße. In dem Dorfe war es ziemlich ruhig, als die beiden durch die holperigen Gassen schritten.

Einmal näherte sich ihnen der laute Schritt eines Mannes und Margarethe fragte:

„Wer kommt dort?“

„Ein Mann!“ antwortete das Kind.

„Rufe ihn an, Mariechen, wenn er dann stehen bleibt, will ich ihn nach der Fischerhütte Vater Märten's fragen.“

Der Mann fühlte Bedauern und führte Margarethe und das Kind auf den rechten Weg.

Vater Märten's Hütte lag einsam, fast verborgen, in der Nähe eines kleinen Wassers.

Der alte Mann lebte nur vom Fischefang und war gezwungen, oft sehr weit zu gehen, um in den von ihm gepachteten Wassern seinen karglichen Lebensunterhalt zu finden. Heute war er indeß zu Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Das Ende des Wiener Junggesellenvereines.** Das „Wiener Tgbl.“ veröffentlicht folgende amüsante Zuschrift: „Ich mache Ihnen die ergebene Mittheilung, daß der Junggesellenverein aufgehört hat, zu bestehen. Der Verein, der einem von den Damen schmerzlich gefühlten Bedürfniß seine Entstehung verdankte, war einfach nicht lebensfähig. Seien wir ehrlich; jeder Einzelne von uns, das unwürdige Alter nicht einmal ausgenommen, hat die holde Weiblichkeit für seine Person nicht entbehrt, denn wir haben uns außerhalb des Vereins ja nicht so ängst-

lich von der Damenwelt abgeschlossen, aber uns Allen, wenn wir versammelt waren, hat die Frau in den verschiedenen Gestalten: als junges Mädchen, als unabhängige Wittve u. gefehlt. Wenn an diesen Abenden wenigstens für weibliche Bedienung gesorgt gewesen wäre! Aber immer nur Junggesellen — und es waren nicht die jüngsten — um sich zu haben, das geht nicht auf die Dauer, das war vorauszuheben. Und so haben wir den Geist der weiberfeindlichen Zusammengehörigkeit so lange gestärkt, bis wir auseinanderfielen. Der Fasching hat uns den Rest gegeben. Einige Mitglieber, die prächtigsten und der Stolz des Vereins hatten sich, wahrscheinlich durch das abschreckende Beispiel, welches greise Junggesellen geben, befehrt, schon im vergangenen Jahre grobe Verstöße gegen die Vereinsstatuten zu Schulden kommen lassen und über Hals und Kopf um eine Hand angehalten; das endete wie gewöhnlich mit einer Hochzeit. Andere wurden gleichfalls durch Beziehungen zu Personen des anderen Geschlechts mißliebiger und gewisse alleinstehende ältere Herren, die kaum allein stehen konnten und sich schon an gar nichts mehr erinnern können, vergaßen sich so weit, auf den Maskenbällen im Sofienaal und im Kolloseum ihr Heil zu suchen. Ich selbst habe die Fahne des Cölibatärs so lange hoch gehalten, bis mir die Hand so weh that, daß ich sie einer jungen Dame anbieten mußte, zu Schleuderpreisen, denn auch ich habe gesehen, daß der Mensch nur allein sein soll und daß dem Hagestolz ein furchtbares Schicksal winkt. Es thut mir leid, aber es hat so kommen müssen, ich war mit Leib und Seele Junggeselle, und wenn ein lebensfähiger tüchtiger Hagestolzverein zu Stande gekommen wäre, würde ich es noch sein; aber als ich sah, wie es kommen würde, nahm auch ich auf Freierr's Füßen Reißaus. Traurig, aber wahr! — Ergebenst ein gebrochener Hagestolz und Mitglied des aufgelösten Wiener Junggesellenvereins.“

— **Ein Roman aus dem Leben.** Eine seltsame und keineswegs erfreuliche Ueberraschung wurde dieser Tage, wie eine Berliner Lokalkorrespondenz zu melden weiß, der Besitzerin zweier der schönsten Palais der Reichshauptstadt zu Theil. Die Dame, eine Wittve in den besten Jahren, hatte vor kurzem wieder geheirathet. Nach den Flitterwochen mußte die Dame in Familienangelegenheiten Berlin auf kurze Zeit verlassen und legte ihre Geschäfte vertrauensvoll in die Hände ihres Gatten. Als sie nach einiger Zeit zurückkehrte und in die Wohnung

treten wollte, fand sie diese verschlossen und kein Mensch machte ihr auf. Von böser Ahnung getrieben, ließ sie die Wohnung gewaltsam öffnen, und nun bot sich ihr ein unerwarteter Anblick. Die Wohnung war vollständig ausgeräumt; ja, selbst die in die Wände eingelassenen kostbaren Buffets waren herausgebrochen! Dieser Entdeckung folgte die noch ärgere, daß der saubere Herr Gemahl die Miethszinse einkassirt hatte und nebstbei auch vergessen hatte, seinen Auftrag auszuführen und die fälligen Hypothekenzinsen zu bezahlen, so daß die Gläubiger bereits ihre Rechte geltend machten und die Paläste von dem Schicksale der Subhastation bedroht sind. Damit nicht genug, wurde die Frau plötzlich zum Untersuchungsrichter vorgeladen, dort über ihren Gemahl eingehend befragt und dieser ihr — als Untersuchungsgefangener gegenübergestellt, da von dritter Seite eine Betrugsanzeige gegen ihn eingelaufen war. Die unglückliche Frau hat nun alle Schritte eingeleitet, um sich von ihrem Manne scheiden zu lassen. Das Seltsamste aber ist, daß die Frau vor ihrer Verheirathung wiederholt vor dem Manne gewarnt worden war.

— **Die „weibliche Trunkhaftigkeit“** früherer Zeiten „beleuchtet“ Heinrich Eversmann in der „Magd. Ztg.“ an einigen Beispielen. Häufig sind im Mittelalter und dann im 16. Jahrhundert Verordnungen, durch welche die Behörden der Trunksucht der Frauen zu steuern suchten. Der Rath zu Heilbronn fertigte im Jahre 1561 einen Erlaß aus, in dem es heißt: Dem Trunke ergebene Weiber sollen vom Stadtsnechte herumgedrängt und ihnen an den Kopf ein Zettel geheftet werden mit den Worten: „Versoffene Krugsurschel.“ — In München wurden unter dem 19. April 1566 und 16. Christmond 1570 Verbote erlassen, aus denen man ersieht, daß dazumal Weiber und Kinder bei den Weinen von Oesterreich und Belschland gleich Männern zechen lernten, während merkwürdiger Weise vom Bier darin keine Rede ist. Dagegen wendeten sich im Jahre 1576 „die aus gemeiner Bürgerschaft“ — heutzutage Stadtverordnete geheißen — zu Borna an den Rath ihrer Stadt mit dem Gesuch, „daß den Weibern am Abend die Bierzechen verboten sein sollten, in Ansehung, daß daraus allerhand Unrecht und Beschwerdung nicht allein dem Wirthe, sondern auch den Personen, so die Zeche für sie bezahlen mußten, entstünde. Und während die Weiber saßen und zechten, gings daheim in Haus und Hof übel zu mit dem Gefind

und den Kindlein.“ Der Chronist fügt jedoch betriibt hinzu: „Hat solches aber nit viel helfen wollen, und mag wohl deren Weiblein Einrede das Meiste dazu beigetragen haben.“ — In Frankreich gab es namentlich unter Ludwig XIV. am Hofe viele Damen, die gleich den ärgsten Saufbrüdern kneipten, und unter der Regentschaft, sowie unter Ludwig XV. wurde es in dieser Hinsicht noch schlimmer. In erster Linie waren dazumal die verschiedenen Liköre bevorzugte Getränke des weiblichen Geschlechts und forderten zahlreiche Opfer. Die zarte Blondine Louise de la Vallière, die 1675 in's Kloster flüchtete, um als Schwester de la Miséricorde Buße zu thun, suchte den Frieden ihrer Seele wieder zu gewinnen, indem sie eifrig betete und — Likör trank. Sie ließ sich einen Betstuhl machen, unter dessen aufklappbarem Deckel eine stattliche Anzahl Brantweinflaschen Platz hatten, so daß sie gleichzeitig beten und trinken konnte! Die Herzogin von Mazarin, eine der Nichten des Kardinals, betrank sich regelmäßig so, daß sie sich die Kleider und Wäsche vom Leibe riß; die Herzogin von Bouillon hatte das Delirium, und von der Enkelin der großen Condé schrieb der Großprior von Vendome, mit dem sie häufig zechte, an den Regenten: „Das ist gar keine Dame, das ist ein Fäßchen, in das eine ungläubliche Menge von Brantwein hineingeht.“

Seiteres.

* **Leicht möglich.** Sie: „Schau mal den Dackl vom Onkel Karl an. Ganz still liegt er, wenn ich Klavier spiele, und die Hunde können doch sonst Musik gar nicht leiden.“ — Er: „Bielleicht hält er es für was Anderes.“

* **Gedankensplitter.** Wenn sich zwei Todfeinde in einer Gesellschaft begegnen, so ignoriren sie sich, aber zwei Todfeindinnen küssen sich auf das Zärtlichste.

* **Zweierlei.** Vater (zu seinen drei Töchtern): „Hört, Mädels, jetzt ist's aber Zeit, daß Ihr Euch um Männer umschaut! (Zu seinen drei Buben gewendet): Und von Euch will ich hoffen, daß Keiner so dumm ist und heirathet.“

Verantw. Redakteur Ludwig Rohmann
in Elbing.

Druck und Verlag von H. Gaarz
in Elbing.